

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 182.

Freitag, 7. Juli

1933.

## Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Als Edna in ihrem Heimzuge saß, schloß sie ein wenig in der Poststube ein. Der Tag war so trübe gewesen, jetzt ging er ganz in ein gleichmäßiges dunkles Grau über. Die reisenden Felder, die vorüber sausten, die Äcker und Wiesen standen in einem freudlosen Licht. Dann begann es leise zu regnen. Die Scheiben überzogen sich mit einem Perlennebel von Tropfen.

Es regnete stärker, als Edna in Rießburg ausstieg. Sie zog das Mützchen tiefer über die Loden, schlug ihren Mantelkragen hoch und begann tapfer den Marsch auf Borgstedt zu.

Immer finsterner häuften sich die grauen Wolkengebilde über der Landschaft. Schwere Regensäde schleiften vom Horizont hoch und schütteten sich sprühend aus. Ednas Mützchen tropfte bald; von der Mütze rann es feucht über die Wangen. Jetzt kam der Zuckerrübenacker, an dem mußte man eine Viertelstunde entlang wandern.

Kein Mensch und kein Gefährt mehr auf den Feldern, nur graue Regendämmerung . . . Jetzt durch das Stückchen Wald! Die Fichtenbärte hingen voller Wasser. Der Weg war hier wenigstens nicht ganz so naß.

Mit jedem Schritt durch die dämmerige Feuchtigkeit wurde ihr Mut kleiner, ihr Herz schwerer. Was ihm sagen? Wie es ihm sagen? Und wie würde er es auffassen? Vielleicht als ein unerlaubtes Eindringen in seine Privatangelegenheiten. Dann müßte sie ja auch gestehen, daß sie den Zettel aus seinem Notizbuch gefunden und behalten hatte.

Als sie aus den Bäumen auf die Chaussee heraustrat, von der man den Gutshof Borgstedt schon sehen konnte, erkannte sie seitlich, auf den gleichen Weg zu steuernd, eine große Gestalt im Wettermantel.

Ihr Herz sprang hoch auf. Er war es! Unter Hunderten hätte sie ihn herausgefunden. Da kam er allein, und wenn sie ein wenig zögerte, konnte sie ihn gleich hier draußen sprechen und brauchte nicht erst das Gutshaus zu betreten.

Sie blieb stehen, wandte das Gesicht dem fern Daherkommenden zu und machte eine schüchterne Bewegung des Winkens.

Höwell schritt rasch auf die Gestalt in der Regendämmerung zu. War es Marga? War etwas geschehen? Seit er Bunzlau heute nachmittag in vollem Zwißt verlassen hatte, war ihm eine schreckliche Unruhe nachgegangen.

„Hallo?“ rief er unsicher und erkannte im selben Moment schon, daß es das jüngste Fräulein von Käller war. Da stand sie wahrhaftig wie ein nasses Bäumchen. Sie wartete auf ihn?

Der zwiespältige Gedanke, daß dieses Mädchen ihn liebte und er am Beginn dieser Liebe nicht unschuldig

war, seine Pflicht, diesen unseligen Irrtum aufzuklären, kamen ihm dringend ins Bewußtsein.

Als sie sich die Hände reichten, waren beide sehr blaß.

„Ich muß Sie sprechen!“ sagte sie zaghaft.

„Auch ich muß Sie sprechen!“ Wie sah das Mädchen aus? Sie war durchnäßt, als käme sie aus dem Wasser.

Mit freundschaftlicher Besorgtheit nahm er ihren Arm und sagte:

„Kommen Sie schnell ins Haus, daß Sie sich erst einmal trocknen und auswärmen! Wir können dann beide unsere Herzen ausschütten!“

Sie traten in die große Eingangshalle von Borgstedt.

Er nahm ihr den Mantel von den Schultern, läutete dem Diener und befahl ein heißes Getränk. Dann setzten sie sich in die Kaminecke, wo der Diener vorsorglich ein paar Scheite angezündet hatte.

„Nun sagen Sie nur, liebes Fräulein Edna, warum kommen Sie in diesem Wetter zu mir?“

„Ich bin seit früh um sechs Uhr unterwegs. Das Wetter habe ich mir nicht aussuchen können.“

„Seit sechs Uhr?“ staunte er.

„Ja! Ich war in der Residenz. Ich hatte dort etwas sehr Wichtiges zu tun. Hier!“

Sie riß ihr Täschchen auf und holte das zusammengerollte Bündchen Scheine heraus. Zwei Geldscheine lösten sich und fielen zu Boden. Helmut Höwell sah, daß es Hundert-Mark-Scheine waren.

Ehe er sich bücken konnte, hatte sie sie schon aufgehoben und hielt sie nun unschlüssig halb zu ihm hinüber.

„Was soll das?“ fragte er betroffen.

Der Diener trat jetzt ein und stellte die Gläser auf das kleine Tischchen zwischen ihnen. Höwell begann sofort von Belanglosem zu sprechen, bis der Alte wieder hinaus war.

Edna beugte den Oberkörper zu ihm vor und sagte mit einem kindlichen und hingebenden Lächeln:

„Hier! Bitte! Es gehört Ihnen!“

„Wie?“ rief er in höchstem Erstaunen.

„Ich habe es beschafft. — Ich weiß ja, daß Sie am Fünftehnten eine große Zahlung haben, und ich dachte da — ich dachte da — ich wollte . . .“

Höwell war aufgesprungen.

„Was?“ rief er, und wenig fehlte, daß sein Ton voll Zorn gewesen wäre. „Wie kommen Sie denn zu diesem Unjag?“

„Es ist doch kein Unjag!“ sagte sie kläglich. „Ich weiß es doch ganz genau, daß Sie es schwer haben. Ich habe ein Blatt aus Ihrem Notizbuch gefunden, darauf standen ja die ganzen Zahlungen.“

Des Rätsels Lösung. Darum hatte er heute bei Bunzlau seine Aufzeichnungen durchaus nicht entdecken können. — Dieses Kind! Mein Gott, dieses Kind hatte seine ganze klägliche Situation sozusagen auf einem Blatt Papier gesehen!

„Woher haben Sie das Geld?“ fragte er schroff. Jede Freundlichkeit war aus seinem Gesicht verschwunden.

„Ich war bei einem Juwelier und habe eine Kette verkauft.“

„Was für eine Kette?“

„Von meiner Mutter.“

„Von Ihrer Mutter?!“ rief er, immer mehr außer sich geratend.

„Ja! Geerbt! Ich habe ja nichts anderes.“

Tränen klangen aus ihrer Stimme.

Er griff sich ins lichte Haar. Das war ja — das war ja — Wahnsinn war das ja!

„Ich hätte ja eigentlich siebzehnhundert Mark dafür bekommen müssen!“ sehte Edna noch hinzu. „Die Kette war gewiß soviel wert. Ich weiß es. Aber ich bin so viel herumgelaufen, und keiner wollte sie mir abnehmen.“

„Wie kommen Sie dazu, mir zu helfen?“ fragte er, etwas leiser. „Sie müssen es nehmen!“

Mit einer kindlichen Gebärde hielt sie ihm die Scheine hin, und die Tränen stürzten ihr jetzt aus den Augen.

Eine schmerzliche Nührung überkam ihn. Was hatte er da angerichtet? Und was für ein leidenschaftlicher Mensch war da vor ihm und trug nicht nur die elenden Scheine, sondern ein ganzes reiches Herz auf der Hand!

Er ergriff diese Hand, entnahm ihr sanft die Scheine und steckte sie mit energischem Griff in das Täschchen zurück. Dann küßte er behutsam ihre Fingerspitzen. Sein Nacken beugte sich tief.

Niemals könnte ich das annehmen, Edna. Aber ich danke Ihnen für die Sorge, mit der Sie an meine schwere Lage gedacht haben. Ich danke Ihnen!“

Ein solch entschiedener Ernst klang aus seiner Stimme, daß sie nicht mehr zu widersprechen wagte.

Er war von ihr fortgetreten und ging ein paarmal im Zimmer hin und her.

„Allo hören Sie, liebes Fräulein Edna, wir müssen sofort diesen Verkauf rückgängig machen. Ehre und Gewissen dulden es nicht anders. Wie heißt der Mann, der Ihnen das abgekauft hat.“

„Ich weiß es nicht.“ Und mit leidenschaftlichem Zorn: „Ja, wovon wollen Sie denn wirklich Ihren Wechsel bezahlen? Sie haben mir doch im Winter erzählt, in welchen Schwierigkeiten Sie stecken.“

„Woher wissen Sie, daß ich nicht trotzdem jetzt bezahlen kann?“

Er richtete sich straff auf, dachte an das mittelalterliche Chorgestühl von Borgstedt, zu dessen Verkauf er sich nach der heftigen Unterredung mit Bunzlau entschlossen hatte.

In ruhiger Haltung blieb er vor ihr stehen. Diese schönen Augen, diese Tränen darin! Aber er durfte nicht darüber weich werden.

„Dann werden Sie wissen, in welcher Straße der Juwelier gewohnt hat.“

„In der Neuen Straße“, erwiderte Edna tonlos.

„Gut. Ihr Herr Vater darf nichts davon erfahren! Niemand darf davon erfahren! Sie haben etwas Unüberlegtes getan. Ich will sehen, daß ich es so schnell wie möglich wieder gutmache. Geben Sie mir dieses Geld und morgen früh bin ich bei dem Manne und hole die Kette zurück, und wenn es einen Gang zur Polizei kostet.“

Edna war aller Mut, mit dem sie das Ganze begonnen und ausgeführt hatte, entsunken. Der Diener kam wieder herein und stellte eine geschliffene Karaffe mit heißem, gewürztem Wein auf den Tisch. Dazu eine Platte mit Schwarzbrot, appetitlich in Quadrate geteilt und dick mit Butter bestrichen. Der Diener goß ein und schloß dann lautlos die Tür hinter sich.

„Trinken Sie!“ forderte Höwell jetzt dringend auf. „Sie sehen so errotet aus.“

Sie schüttelte eigenwillig mit dem Kopfe:

„Ich friere gar nicht!“

„Trinken Sie trotzdem.“ Er hob sein Glas zu dem Thren. „Trinken wir auf alles Schöne und Glückliche, das Ihnen in diesem Jahre begegnen möge!“

Ihre Augen leuchteten auf. Und sie trank.

Ihr Herz erfüllte sich neu mit unendlicher Hoffnung. Er begriff doch jetzt, wie sie ihn liebte, und daß ihr alles Schöne und Glückliche nur von ihm kommen konnte! Und war nicht sein erstes Wort bei der Begegnung gewesen: „Auch ich muß Sie sprechen?“ Was hatte er ihr zu sagen?

Sie wartete und trank. Ihr wurde so warm und wohllich.

Höwell saß ihr ernst gegenüber. Zu allen Sorgen kam auch noch diese. Er hatte es aussprechen wollen, unzweideutig sagen wollen, daß er die Schwester liebe. Nun war es unmöglich geworden. Konnte er dies Kind nach einer solchen Tat für ihn mit den entscheidenden Worten: „Ich liebe dich nicht!, hinausjagen?“

Es mußte Zeit vergehen, mußte eine andere Stunde kommen oder das Schicksal führte selbst die verflochtenen Fäden in einem anderen Sinne wieder auseinander!

Zu ihrem Erschrecken sah Edna auf ihrer Armbanduhr, daß es sehr spät war — weit, weit über die Stunde hinaus, in der sie zu Hause zurückwartet wurde. Man würde bereits um sie in Sorge sein.

Sie sprang aus dem Sessel auf und stieß dabei heftig an das Tischchen. Ihr Glas fiel um und zerbrach.

„Oh!“ rief Edna in vollem Schrecken. Das unheimliche Gefühl, daß dies kein gutes Symbol sei, überkam sie.

„Allo sehen Sie: Nichts Schönes und kein Glück! Der Himmel meint es nicht gut mit mir!“ murmelte sie.

„Was für ein schrecklicher Aberglauben! Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt!“ scherzte Höwell und holte ihren Mantel.

Ehe sie den Raum verließ — Höwell wollte Edna nach Hause begleiten —, sagte Edna mit herzhaftem Anlauf:

„Was ist es denn, Herr Höwell, das Sie mir sagen wollten, als wir uns draußen trafen?“

Sie hing mit einem vertrauend-erwartungsvollen Blick an seinen Augen.

„Ich — oh!“ Er wurde verlegen. „Ein andermal sage ich es Ihnen. Heute müssen Sie mir versprechen, sofort zu gehen, denn ich fürchte, Sie haben sich auf diesem schauerhaften Marsch erkältet.“

„Mir ist so gut!“ sagte sie nur.

## Siebentes Kapitel.

„Herr Streitmann, Herr Streitmann! Legen Sie doch endlich Ihr Buch weg! Die Rücken kommen heraus! Das werden Sie doch nicht versäumen wollen!“

Irene stand im hellen, geblühten Kleid auf der untersten Terrassenstufe und rief es zu dem im Liegestuhl behaglich lang hingestreckten Manne.

Streitmann senkte sein Buch, aus der prallen Sonne zu ihr herunterblinzeln.

„Sie haben sich noch nicht gekriegt!“ sagte er im Grabeston. „Ich kann nicht kommen.“

„Die kriegen sich immer noch in Ihrem Buch. Aber Rücken kommen nur einmal! Es ist doch das Schönste, was es gibt!“

Streitmann erhob sich langsam zu seiner ganzen Länge und kam die Terrassenstufen herab. Dabei bückte er sich leicht, wie es sehr großen Menschen oft Gewohnheit ist.

„Sie tyrannisieren mich!“ sagte er todernst. „Dazu komme ich nun aus Südafrika. Gute Ausichten hat mir der künftige Herr Gemahl!“

„Max weiß Bescheid!“ lachte Irene. „Das sind meine letzten deutschen Hühner, die ich kommen sehe. Bei jeder Sache denke ich jetzt immer, es ist das letzte Mal.“

Streitmanns Gesicht zeigte die humoristischen Zärtchen, die man erst nach längerem Kennenlernen bei ihm entdeckte. Auf den ersten Blick sah er nur ernsthaft und fast trocken aus.

„Und wenn Sie drüben sind, werden Sie ein Jahr lang bei jeder Sache denken, es ist das erste Mal. Na ja, sehen wir uns mal die Rücken an! Obwohl Hühner und Menschen auf der ganzen Welt dieselben sind.“

(Fortsetzung folgt.)

## Wenn dir kein einz'ger Stern mehr lacht.

Wenn dir kein einz'ger Stern mehr lacht  
Auf nächtlich dunklen Wegen,  
Dent: jede, noch so dunkle Nacht  
Geht einem Tag entgegen.

Und du, der schier verschmachten mag  
Vor helker Glut und Schwüle,  
Dent: jedem noch so heißen Tag  
Folgt eine Nacht voll Kühle.

Und geht dein Pfad durch Glut und Eis  
Wechselnd mit jeder Wende,  
Dent: jedes Schrittschen nähert leis  
Dich sein und deinem Ende!

Kaspar Rögler †.

## Herr Klöße will auch was vom Leben haben...

Von Annette Kispert.

Es ging über die Hutschnur. Das ganze Haus wurde in Mitleidenschaft gezogen. Eine gute Seele tief schließend zum Pastor. Ob der nicht eingreifen könne, Ruhe stiften. Und die gute Seele setzte dem Pastor auseinander:

Also, unten im Souterrain hat Schuhmachermeister Klöße seine Werkstatt. Seine Wohnung liegt im zweiten Stock. Und er ist ein harmloser, stiller Mensch. Aber seine Frau — nun, man wolle nichts gesagt haben, denn die sei in der Aufregung zu allem fähig! Die Sache sei nämlich die: Da sei eine Schneiderin ins Haus gezogen, ein Fräulein Walter, eine nette, junge Dame, freundlich und mit so einem gewissen Schick — na, wie Schneiderinnen ihn eben haben —, aber durchaus solid, und überhaupt könne kein Mensch etwas gegen Fräulein Walter sagen. Aber die Klöße, die sei wie von der Tarantel gestochen, seitdem die Schneiderin im Hause sei. Sie habe sich nämlich in den Kopf gesetzt, Fräulein Walter wolle ihren Mann verführen. Vachhaft, direkt lachhaft! Aber was die Klöße sei, die habe nun nichts anderes zu tun, als über die Walter zu klatschen; alle Parteien im Haus belästige sie damit. Natürlich gebe ihr kein Mensch recht, aber so direkt ins Gesicht hinein getrauten sich die meisten nicht, es ihr zu sagen, denn bei Frau Klöße ins Fettaßchen treten, das bedeute so viel wie „Meine Ruh' ist hin“ usw. — Sie verstehen, Herr Pastor?

Der Pastor verstand. Er war ein tatkräftiger Mann. Und so ging er stramm und furchtlos zu Frau Klöße. Frau Klöße empfing ihn: knochig, hochgerect, mit einem massiven Unterkiefer. Man sah gleich: mit ihr Feind sein, war sicher keine liebliche Sache.

Der Pastor nannte seinen Namen und fügte hinzu, er spreche gern von Zeit zu Zeit persönlich bei den Mitgliedern seiner Gemeinde vor.

Frau Klöße führte ihn ins Zimmer, und sie nahmen auf zwei Plüschsesseln Platz. Und Frau Klöße sagte, sie sei nicht gerade eine große Kirchengängerin — sie habe ihren Haushalt, und ihr Mann habe seinen Beruf, und Sonntags wolle man seine Ruhe —, aber eine Bibel besäßen sie, und die Kirchensteuern würden pünktlich bezahlt, und überhaupt — und ihre Augen fingen an zu funkeln — Gottes Wort hätte für sie noch Bedeutung. Was man ja nicht von jedem im Hause sagen könne!

„Nun“, meinte der Pastor gütig, „es ist nicht so einfach, festzustellen, wie der liebe Nächste zu Gottes Wort im Innersten steht.“

Worauf Frau Klöße den Zeigefinger zur Decke streckte und erklärte: „Sie sollten mal eine Etage höher gehen, Herr Pastor. Da wohnt ein gewisses Fräulein Walter, die ist auf dem besten Wege, zu vergessen, daß in der Bibel steht: Du sollst nicht ehebrechen.“

Der Pastor zog die Stirn kraus. „Wie kommen Sie dazu, eine so schwere Beschuldigung auszusprechen?“

Frau Klöße sagte einfach: „Weil's um meinen Mann geht. Und weil die Männer alle die Balance verlieren, wenn eine kommt mit nem spinnedünnen Läppchen als Kleid und Stöckelschuhe an die seidnen Beine und mit 'ner Stimme wie'n kranker Piepmag. Und das soll kein Vorwurf für die Männer sein, denn die hat die Natur eben so geschaffen, und das wissen Sie ja selbst, Herr Pastor. Aber, daß es Frauenzimmer gibt, die so etwas ausnutzen, das ist der Skandal! Und das kann ich Ihnen sagen: an meinen Mann lasse ich nicht tippen. Mit dem bin ich verheiratet, und da kommt mir keine ran.“

Der Pastor fragte sanft: „Wieso nehmen Sie denn überhaupt an... aus welchem bestimmten Grunde...“  
Aber da lachte Frau Klöße nur höhnisch. Das wäre

noch schöner, wenn erst ein bestimmter Grund sein müßte! Dafür habe sie doch ihr Gefühl! Und überhaupt, von Anfang an wäre ihr diese Person unsympathisch gewesen.

„Ja, aber, liebe Frau“, fiel der Pastor mahnend ein, „das ist doch ein ganz grundloser Haß.“ Und er sprach weiter über Nächstenliebe und vergaß auch nicht, daran zu erinnern, daß ein rechter Christ sogar seine Feinde lieben müsse.

Frau Klöße schob den mächtigen Unterkiefer vor und wiegte den Kopf: „Feind, Feind, das ist was Reelles, Herr Pastor. Da weiß man, woran man ist. Mit 'nem richtigen Feind kann man Frieden schließen, da kann man jagen: Schwamm über die ollen Kamellen. Aber so'n scheinheilig lächelndes Frauenzimmer, das ist viel schlimmer als ein Feind. Da weiß man nie, was die im Schilde führt. Und das kann ich Ihnen sagen, Herr Pastor: wenn der Herr Jesus damals gesagt hätte: Liebet solche scheinheiligen Frauenzimmer! — damit hätte sich die Religion bis heute nicht halten können, da hätten die Leute einfach nicht mitgemacht.“

Der Pastor mußte einsehen, es war vergebliche Liebesmühe, auf Frau Klöße einzuwirken. Und so beschloß er, mit ihrem Mann ein offenes Wort in der Sache zu sprechen.

Er traf den Meister allein in seiner Werkstatt: ein unscheinbares, direkt verhujelt ausschauendes Männchen. Während der Pastor sprach, blickte Meister Klöße ganz unbewegt drein. Nur am Schluß brummelte er mißbilligend: „Das ist bloß gekommen, weil ich damals, als Fräulein Walter einzog, zu meiner Frau sagte: „Sieh mal, die sieht nett aus.“ Na ja, da war der Teufel los.“

„Kennen Sie denn eigentlich Fräulein Walter näher,“ forschte der Pastor. „Sprechen Sie manchmal mit ihr?“

Der kleine Mann knurrte: „Was heißt sprechen?“ Er rüddte verlegen an seiner Mühe. Ein winziges Lächeln glitt über sein Gesicht. „Sehen Sie, Herr Pastor“, und er sprach fast vertraulich, „früh um neun Uhr geht sie einholen. Und wenn ich dann vor der Tür stehe, dann sage ich: „Guten Tag, Fräulein Walter!“ Und dann nickt sie immer so freundlich. Überhaupt, sie sieht immer so vergnügt aus. Und das tut eben gut. Manchmal sage ich auch: „Einholen gehen?“ oder „Schönes Wetter!“ — Er lächelte selig vor sich hin, während er wiederholte: „Was heißt sprechen?“

„Aber wieso denkt denn Ihre Frau...?“

Der Meister sagte ruhig: „Wir haben einen kleinen Balkon. Da steht meine Alte früh um neun Uhr und lauert.“

„Aber Sie werden ja nicht täglich früh um neun Uhr gerade an der Tür stehen.“

Der Meister sah den Pastor groß und frei an. „Und ob! Da gebe ich schon acht, daß ich das nicht verpasse.“

„Ja, aber lieber Meister“, und der Pastor blinnte etwas verdächtig drein, „Sie sollten das doch lieber unterlassen.“

Der kleine Mann sagte langsam und leise: „Sie meinen's vielleicht gut, Herr Pastor, aber Sie verstehen das eben nicht so. Sehen Sie, ich bin auch nur ein Mensch, und ich will auch etwas von meinem Leben haben. Dem einen bietet das Leben das, Herr Pastor, dem andern das. Ich kann nur sagen: ich freue mich, wenn es früh um neun ist. Lassen Sie meine Frau in Gottesnamen Kraß machen, ich werde mir deshalb nicht den einzigen frohen Momang am Tage nehmen lassen. Ne“, und plötzlich sprach er heftig, laut, und sein kleines Gesicht wurde finster, drohend, „nee, den Romang lasse ich mir nicht nehmen, um nichts, ich sage Ihnen, um nichts in der Welt.“ Und er rüddte ein bißchen an seiner Mühe und fing an, zwischen den herumliegenden Schuhen zu hantieren. Und der Pastor begriff: auch auf Herrn Klöße war nicht einzuwirken...

## Freundschaft zu einer Wiese.

Von Karl Emde.

Schräg zog sich die Wiese den Hang hinauf; unter dem struppigen Saum einer kleinen Tannenschonung wurde ihr Grün finster, vermischte sich mit schwärzlichen Moosen, Farne und Himbeergestrüpp, aber dahinter schimmerte es um so heller auf. Tag für Tag machte sie den schroff fallenden Hang sanfter, nahm ihm die Steile. Von einem Weg, der zu einem kleinen Gehöft führte und dies mit den Landstrassen links und rechts verband, sah das so aus. Wir hatten es manchmal nicht unterlassen können, wollten wir recht schnell von der einen Landstraße auf die andere hinüberwechseln, ihn zu benutzen. Ein paar Tage später zwangen uns Gewitter, die über den Sonntag hinüber zu melancholischen Regengüssen verrieselten, die Landstrassen zu fahren, die vorsorglich oder zufällig den nach beiden Seiten sich breittenden Hügelkamm umgingen, um erst weit dahinter aufeinander zu stoßen.

Aber als wir dann etwa Mitte der folgenden Woche

wieder den Verbindungsweg unter die Räder nehmen konnten, grüßte mich die Wiese in einem so übermütig aus der Morgendämmerung schießenden Grün, daß ich nicht umhin konnte, so langsam als es mir nur möglich war, diese Strecke zurückzulegen. Wenn doch der Motor versagt hätte!

Es gibt nicht mehr viele Wiesen, die eine solche unberührte Frische haben, so unbekümmert und verschwenderisch sprudelt dort das Gras aus dem Boden, leuchten die Blumen vor dem schwärzlichen Saum der Tannenschonung. — Nun, unjereins, zwischen die stählernen Rahmen der Straßen gespannt, glaubt nur an das, was er sieht: Für mich gab es nur diese eine Wiese. Fast täglich kamen wir an ihr vorbei, und noch immer wuchs die grün den Hang hinaufsteigende Braut der Halme, glühte es gelb und rot und blau vorüber. Weiter.

Am Tage lag meist die Sonne über der Wiese, einmal gegen Mitternacht, nach einem kurzen Regenschauer, standen überall Tropfen auf den Gräsern. Das Azethyllenlicht strich über die mit Feuchtigkeit beladene weit über uns verschwimmende Böschung.

Wieder ein paar Tage später traf es sich, daß ich allein fuhr. Gegen Sonnenuntergang hatte ich den Verbindungsweg erreicht, kuschelte den Wagen unter eine der Wachholderbüsche und ließ über Brille und Schutzhäube, Lederrock und Uhr den Deckel des Sichtastens fallen. Wie groß war doch diese Wiese, wieviel größer, als ich mich so lang ich war in sie hinein fallen ließ. Wie war ich erstaunt, als ich neugierige Gräser sich auf mich hinabbeugen sah und eine Heuschrecke mit einem Sprung, ein geübter Boden kann nicht so gut, über die Hürde meiner Nase setzte. Ringsum wuchsen die blanten Stengel in den abendlichen Himmel, an dem ein paar rotgewordene Wolken standen, die sich wohl für mich schämten, weil ich bei mir beschlossen hatte, eine Nacht in diesem grünen Paradies zuzubringen und erst am nächsten Morgen zu dem Wachholdergebüsch da unten zurückzukehren. Überall knisterte es um mich her, von hundert Tieren, die ich nicht kannte und die zwischen den Grashalmen über den Boden trieben, wie wir zwischen den zementernen Fronten unserer Stadtstraßen. Wie ein kleiner goldener Käfer nun den Schaft eines Grashalms erklimmt. Weit über mir überschritten Ameisen eine halmdünne Brücke. Aber noch viel weiter darüber war der blasser Himmel, unter dem zwei Schmetterlinge gaukelnd auf und ab wellten.

Und ich ging in das Leben der Wiese ein. Der Boden war durchzuckt von unsichtbaren Kräften, die Lüfte rauschten von knisternden Strahlen. Aber mir öffneten sich Sterne, wie nach waren sie mir nun. Nicht weit von mir hob sich eine Blume, blau, sie war mir unbekannt, und ich schämte mich, weil ich ihren Namen nicht kannte. Und um ihr dies abzubitten, gib ich ihr den Namen einer stillen Frau in der fernern Stadt, die nun vergeblich vor dem Tor der Garage auf- und abtritt. Ich lächelte zu ihr hin, und es war, als ob sie unter dem ihren schmalen Kopf umschlingenden Bastenstäppchen mir zunickte, aber es war nur eine Blume, die dort stand und eine Hummel, die aus ihr davon furrte, hatte sie zum Niden gebracht. Hoch über mich hinaus stiegen die Gräser. Von ihren Festen müde schliefen sie ein und mit ihnen all das Getier, das durch ihr Labyrinth getrabbelt, und mit ihnen die Bienen, die Schmetterlinge, die Brehmen, die über sie hingeeilt, die Libellen, die steil und stolz über sie fortgefurrte, die Hasen, die über ihr grünes buschiges Revier hingefsprungen, hier ein saftiges Blatt, dort einen zwischen die Gräser verirrten feinsten Kohlstrunk abrumpfend. Und nun fing der kühle Wind an zu herrschen und die dunkeln Mächte, die dazwischen waren. Und auch das Leben auf den Straßen schlief nun wohl ein. Und ich war ein Gras, das schlief, nichts mehr und nichts weniger als einer dieser steil auf-schießenden kräftigen Halme, die ihre langen schmalen Blätter wie kleine Wimpern von sich forthängen lassen.

Am Morgen glänzte auf allen Halmen, Blättern, Blumen, Stengeln der Tau. Hoch hob sich die Tannenschonung in ein graues ströbelndes Licht. Weit dahinter aber schimmerte in einem sanftgeschwungenen mondartigen Rund, bläulichgrün, schön wie ein Zauber, eine ferne Wiese.

Wie klein war der Platz, auf dem ich einmal alles vergessen hatte, wie groß die Wiese, die sanft den Hang zu mir emporklomm. Wie breit nach links, wie weit nach rechts, schwang sie sich aus. Wie ich jetzt meine Arme strecke, ja gerade so. Auf meinem Armel liegen noch Gräser, und Blumenblätter sind wohl noch in meinem Haar. Ich gehe zu dem Auto unter dem Wachholdergebüsch. Die Wiese geht neben mir her. Sanft rollt es mich den Weg entlang, am Gehöft vorbei, zur Landstraße.

Einige Tage später scholl aus den Häusern, die wir kreuzten, das Hämmern von Eisenblech auf den Eisenkeilen; die Sensen werden gebengelt. Da fuhr ich nur noch die Straße bis zur Kreuzung und dann die andere Straße, und niemand fiel sie auf, die zehn Fahrminuten mehr.

## Neue Bücher

\* Werner Schlegel: „Sinn und Gestaltung der großen deutschen Revolution“. (Helwing'sche Verlagsanstalt, Leipzig C. 1.) Der Verfasser sieht den Sinn der deutschen Revolution in der Wiederherstellung des arteigenen deutschen Rechts. Auf eine Gegenüberstellung der Grundideen des römischen Rechts mit denen des deutschen Rechts folgt eine geschichtliche Darstellung über die Überfremdung des deutschen Rechts und seine Verdrängung durch das römische Sachenrecht. Durch seine Betrachtung der übrigen europäischen Revolutionen gelingt Schlegel der Nachweis, daß jede Revolution ein Brechen mit fremdem oder entartetem Recht gewesen sei und stets zur Wiederherstellung des arteigenen, völkischen Rechts geführt habe. Aus dem im ersten Teil gewonnenen Ergebnis, daß der Sinn der großen deutschen Revolution die Wieergeburt des deutschen Rechts sei, werden im folgenden Teil des Werkes Richtlinien für die Ordnung der Wirtschaft, des Geld- und Kreditwesens und der Staatsverfassung nach deutschen Rechtsgrundsätzen aufgestellt. Neben den wirtschaftlichen Selbstverwaltungsorganen stehen die politischen Vertretungen des Volkes, die nach dem Ausleseprinzip gewählt und nach dem Selbstverwaltungsprinzip verwaltet werden. Zur Vereinfachung der Verwaltung und Beseitigung der unnötigen, aus der dynastischen Zeit stammenden Kleinstaaten soll das Reich in 12 Reichsländer eingeteilt werden, deren Grenzen ungefähr mit den deutschen Stammesgrenzen übereinstimmen. Im abschließenden Teil versucht der Verfasser durch die Betrachtung des Ablaufes der übrigen großen europäischen Revolutionen, den Verlauf der großen deutschen Revolution vorauszubestimmen. Er bekennt sich zum Schluß zum völkischen Konservatismus, in dem er nicht ein Parteibekennnis, sondern eine Haltung gegenüber Geschichte und Schicksal sieht.

\* „Schönbrunn — Sanssouci“, Roman des siebenjährigen Krieges. Von Erwin Weill. (Verlag „Das Bergland-Buch“, Deutsche Vereins-Druckerei-AG, Graz.) Die Grundlage des neuen historischen Romanes von Erwin Weill sind die Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Zwei große Pole stehen einander gegenüber, zwei Kulturzonen: hier Maria Theresia und ihr Hof in Schönbrunn, dort Friedrich der Große und sein Staat mit dem Sitze in Sanssouci. Stimmung, Milieu, Zeitkolorit werden an den kleinsten Einzelzügen gestaltet. Die Handlung gleitet in kurzen, knappen Bildern, in denen das Wesentlichste handgreiflich geworden ist — Grobanschnitte sagt man beim Film —, an unserem Auge vorüber und behält so, ohne durch die stoffliche Fülle oder durch das historische Detail zu ermüden, Spannung und blutvolle Unmittelbarkeit. Farbensatte Bilder reihen sich in bunter Folge, bald im Schlosse der Kaiserin, bald im Feldlager, bald bei Friedrich spielend, aneinander und vermitteln durch die Zwingkraft, alles miterleben zu müssen, einen starken Eindruck. 26 Bildtafeln nach historischen Porträts geben dem Werke das Gepräge geschichtlicher Treue, die durch die dichterische Freiheit bloß aufgelockert und unserem modernen Empfinden nahegebracht ist.

\* „Jugend eines Volkes.“ Fünf Erzählungen von Meinrad Juglin. (Montana-Verlags-AG, Leipzig.) In fünf Erzählungen werden hier die geschichtlichen Anfänge der Eidgenossenschaft und die großartige, von Sagen durchwobene Dämmerung vor dieser Zeit dargestellt. Der Zyklus beginnt mit dem Einzug der Alemannen, dem die Sage von Swit und Swen zugrunde liegt, und schließt mit der Schlacht am Morgarten. Das Hauptstück unter dem Titel „Die Sendung“ bringt die bekannten und weniger bekannten Sagen der Besetzungstradition, wie die ältesten Urkunden sie über liefern, in den einzig möglichen Zusammenhang mit der geschichtlichen Lage von 1245 bis 1250. Die Seiten über Tell, die Bögge, die Schlacht am Morgarten sind Meisterstücke deutscher Prosa.

\* W. Scheff: „Ein Windhund von Mann“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Ein modernes Märchen für junge Leute hat Scheff mit diesem Buch geschaffen, einen unterhaltenden Roman, reich an Überraschungen.

\* „Wie schreibe ich meine Briefe?“ Neubearbeitet von Erich Stollfuß. (Verlag W. Stollfuß in Bonn.) Das vorliegende, vollständig neubearbeitete Bändchen aus der Sammlung „Hilf dir selbst!“ will allen denen, die bisher keine Gelegenheit hatten, sich eingehender mit dem Briefwechsel zu befassen, die Möglichkeit geben, dieses zu erlernen. Klare, zuverlässige Anleitungen, übersichtliche Beispiele von Briefen, Gesuchen, Eingaben und sonstigen Schriftstücken, wie sie im täglichen Verkehr des Erwerbslebens vorkommen, alles ist in diesem Bändchen berücksichtigt.